



JAMBO -AFRIKA



Im frühen Morgengrauen flog unser kleiner Bus ungehindert über die Main Road Richtung Norden. Nur ein paar LKWs waren bereits unterwegs, ansonsten schien das Leben noch nicht erwacht zu sein. Wir steuerten einen Nationalpark an, der berühmt war für seine roten Elefanten, wie uns Freddy, Reiseführer und Fahrer in einer Person, erläuterte. Ich schaute aus dem Fenster, ließ die karge Landschaft vorbeirauschen und kam erst wieder zu mir, als mich Pauls Hand leicht am Knie berührte. Ich brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, wo ich war. Der Wagen stand und Freddy hatte das Verdeck geöffnet. Die frische Morgenluft strömte herein und mit ihr eine atemberaubende Stille. Vor uns lag die Savanne im leichten Dunst der Morgennebel, eine Schirmakazie spannte ihre Krone über die rote Fahrspur, am Horizont wölbten sich die Hügel einer Bergkette.

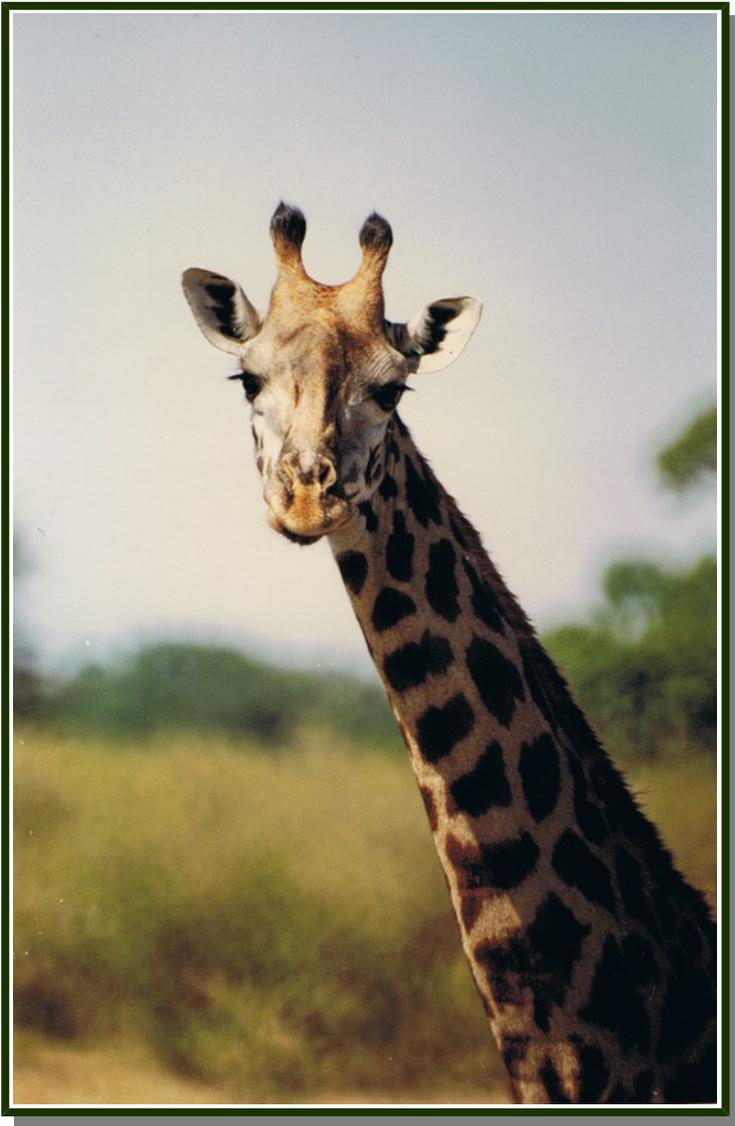


Unwillkürlich erhob ich mich und sah hinaus in das weite Land, das förmlich nach Abenteuer und Ursprünglichkeit roch. Paul wies mit ausgestrecktem Arm nach vorn und reichte mir das Fernglas. Eine Herde Elefanten suhlte sich im roten Staub. Freddy startete den Wagen und fuhr langsam heran, ohne dass sich die Dickhäuter gestört fühlten. Mit bedächtig schaukelnden Bewegungen kamen sie auf uns zu, passierten vor uns die Straße, um sich an der nächsten Strauchgruppe wieder zu versammeln. Majestätisch wedelten sie mit den Ohren, zupften mit ihren langen Rüsseln unentwegt Grashalme vom Boden und schoben sie sich in den Mund. Plötzlich tauchte ein winziges Jungtier in ihrer Mitte auf. Es sah so niedlich aus, wie es den riesigen Kolossen hinterhereilte, dass ich vor lauter Rührung Pauls Hand ergriff und fest drückte. Er nickte und lächelte zufrieden.



Kaum waren die Elefanten weitergezogen, tauchten Zebras auf, die mit lustigen Sprüngen herumkoblzten und sich kleine Verfolgungsjagden

lieferten. Eine Giraffe schritt stolz erhobenen Hauptes heran, riss ein paar Blätter vom Baum und kaute in aller Seelenruhe. Ich beobachtete sie durch das Teleobjektiv meines Fotoapparates und in dem Moment, als sie den Kopf schräg legte und mich mit ihren dunklen, traurigen, von langen Wimpern überschatteten Augen anblickte, drückte ich den Auslöser.



Dieses Land war wie eine Bühne mit spärlicher Kulisse, aber prachtvollen Darstellern. Wehmütig dachte ich daran, dass Lisa und Julia nicht hier bei mir waren und nahm mir vor, in Berlin gleich mit ihnen in den Zoo zu gehen. Aber das war natürlich kein Ersatz. Hier bewegten sich die Tiere in freier Wildbahn, ohne Grenzen, nur ihren Instinkten folgend. Sie bestimmten selbst, wann, wo und wie lange sie sich betrachten ließen. Vielleicht würde ich das meinen beiden Mädchen eines Tages zeigen können.



Der Nebel lichtete sich, die Sonne brach durch die Wolkendecke und leider begegneten uns nun auch die ersten Touristenbusse, vollgestopft mit erlebnishungrigen Ausländern, die unentwegt fotografierten, „Ah!“ und

„Oh!“ riefen und laut schwadronierten.

Freddy warf Paul einen fragenden Blick zu und als dieser nickte, verließ er den Hauptweg und steuerte über unzugängliche Sandpisten. Langsam fuhren wir durch die Landschaft und beobachteten Antilopen, Gazellen und Wasserböcke, Büffel, Kudus, Impalas und die kleinen, zarten Dikdiks.

Ihr aller Interesse schien ausschließlich dem Fressen zu gelten.



Plötzlich schlug Freddys Funkgerät an und wir hörten eine vom Knistern überlagerte Stimme, die hektisch Informationen durchgab. Ich sah Paul an, aber der zuckte mit den Schultern. Freddy trat aufs Gas, die Räder drehten im losen Sand durch, ehe sie griffen und wir mit gehöriger Geschwindigkeit den Weg entlangjagten. Schon von weitem sahen wir den Auflauf. Aus allen Richtungen strömten Fahrzeuge herbei und drängten sich dicht an einer kleinen Weggabelung.

„A Lion“, sagte Freddy und wies ins Dickicht, wo träge eine Löwin lag. Unterdessen hatten sich etwa zwanzig Kleinbusse versammelt und es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. In den verschiedensten Sprachen schrie man seine Bewunderung heraus und hunderte Arme deuteten auf das Gebüsch. Ein wahres Blitzlichtgewitter brach los, obwohl das Tier kaum zu sehen war. Ich sah Paul enttäuscht an.



„Die Leute haben dafür bezahlt, die Big Five zu sehen und nun sind sie eben ganz aus dem Häuschen“, entschuldigte er sich.

„Schrecklich, dieser Massenauflauf, da ist es ja in einem Zoo besinnlicher.“ Paul nickte und sprach mit Freddy. Von nun an mieden wir die Hauptwege und das Funkgerät blieb aus, lieber verzichteten wir auf die Highlights als noch einmal in ein solches Spektakel zu geraten.

Freddy erwies sich als ausgesprochener Vogelfreund und -kenner. Als ein Kiebitz mit seinen roten Beinchen über den harten Boden flitzte, war Freddy ganz hingerissen und als ich ihn fotografierte, freute er sich. Wir trafen eine ganze Großfamilie Perlhühner, Finken, Stare und Racken mit farbenprächtigem Gefieder, Tokos mit gebogenen Schnäbeln, ein Sekretär stolzierte an einem gigantischen Termitenhügel vorbei. Für einen Moment vergaß Freddy, dass eigentlich wir die Besucher waren.

Eine Giraffenfamilie kreuzte unseren Weg, zwei ausgewachsene und ein junges Tier.

„Oh, shit“, stieß Freddy hervor. Jetzt erst sahen wir, dass das Jungtier seinen linken hinteren Huf hinter sich herzog.

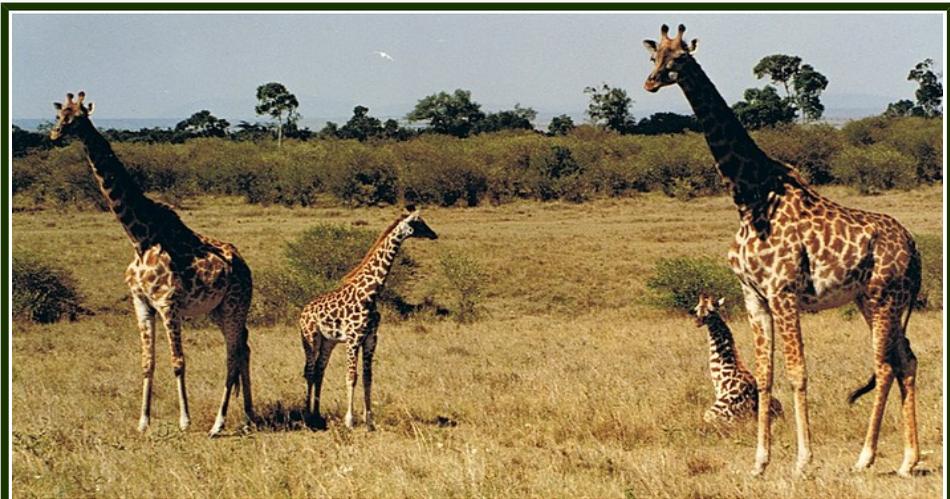


Schweigend beobachteten wir, wie die Eltern immer wieder vorausliefen, stehen blieben, zurückkehrten, als wollten sie ihr Junges antreiben, um den Anschluss zur Gruppe nicht zu verlieren.

Freddy griff zum Funkgerät und versuchte Kontakt herzustellen, sprach, bat, flehte und schaltete dann das Gerät entmutigt wieder aus.

“What happened?“, fragte Paul. Unser Reisebegleiter stieg aus dem Auto und wir folgten ihm, obwohl das hier strengstens verboten war, aber das Schicksal der kleinen Giraffe nahm uns ganz gefangen.

Er hätte eben mit dem Wildhüter des Distrikts gesprochen, erklärte er uns und der wüsste bereits von dem verletzten Tier, aber er würde nichts unternehmen, so verlangten es die Regeln des Nationalparks. Freddy beschattete mit einer Hand seine Augen und verfolgte die Familie, die sich immer weiter entfernte. Dann seufzte er und ging zurück zum Wagen. So leid es uns auch tat, aber diesem Jungtier durfte nicht geholfen werden, es war dazu verdammt, Teil der Nahrungskette zu werden.



Noch vor Einbruch der Dunkelheit setzte uns Freddy im dem Camp ab, in dem wir die Nacht verbringen würden. Ich war so voller Eindrücke, Emotionen und Erregung, dass ich glaubte, nicht noch mehr aufnehmen zu können.

Ein schwarzer Angestellter trug unser Gepäck zu einem der Zelte und als ich ihm folgen wollte, hielt mich Paul fest und zeigte auf zwei Korbsessel, die am Rand des Camps standen und einen fantastischen Ausblick weit hinein ins Land und auf das Wasserloch boten, an dem sich einige Tiere versammelt hatten.

Wir ließen uns nieder und schwiegen, ergriffen von dem Schauspiel, das sich anbahnte. Die Sonne stand nur noch wenige Meter über dem Horizont und durchzog den Himmel mit glühend orangeroten Streifen, die Ränder der Wolkenberge flammten im letzten Licht, die Bäume und die Körper der Tiere zeichneten sich als schwarze Silhouetten im Gegenlicht. Sekunden später war die afrikanische Nacht hereingebrochen und die Dunkelheit verstärkte die Geräusche der Wildnis.



„Ich verstehe jetzt“, mir brach fast die Stimme und ich musste mich erst räuspern, ehe ich weitersprechen konnte, „warum dich dieses Land nicht mehr loslässt.“

Ein Kellner trat an Paul heran, reichte uns zwei Begrüßungscocktails, entzündete die Fackeln und bat uns zum Abendessen auf die Terrasse.

„Ich würde gern erst noch duschen. Ist das möglich?“

„Aber selbstverständlich, mein Liebling.“

Als wir unser Zelt betraten, verschlug es mir die Sprache. Die flackernden Flammen der Laternen tauchten den Raum in ein romantisches Licht, das dunkle Holz der Möbel, die Erdfarben und afrikanischen Muster der Bezüge verströmten Wärme und Behaglichkeit und nun fühlte ich mich endgültig nach „Jenseits von Afrika“ und in die britische Kolonialzeit versetzt.



„Paul, wo ist denn hier die Dusche?“ Ich hatte den Vorhang im hinteren Teil des Zeltes zurückgeschlagen, dahinter aber nur ein in Holz eingelassenes Waschbecken und eine Toilette entdeckt.

Paul lachte: „Zum Duschen muss man raus ans Wasserloch.“

„Was?“, fragte ich erschrocken.

Paul deutete grinsend auf den dunkelgrünen Gummisack, der durch das Dach von der Decke hing.

„Die Sonne wärmt tagsüber das Wasser auf. Das ist doch praktisch.“

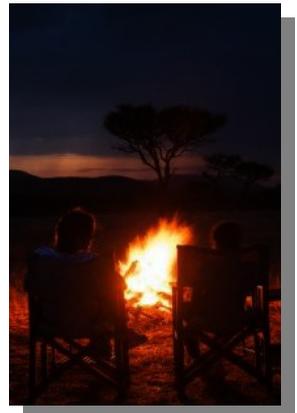
„Und hier kann mich auch niemand beobachten?“



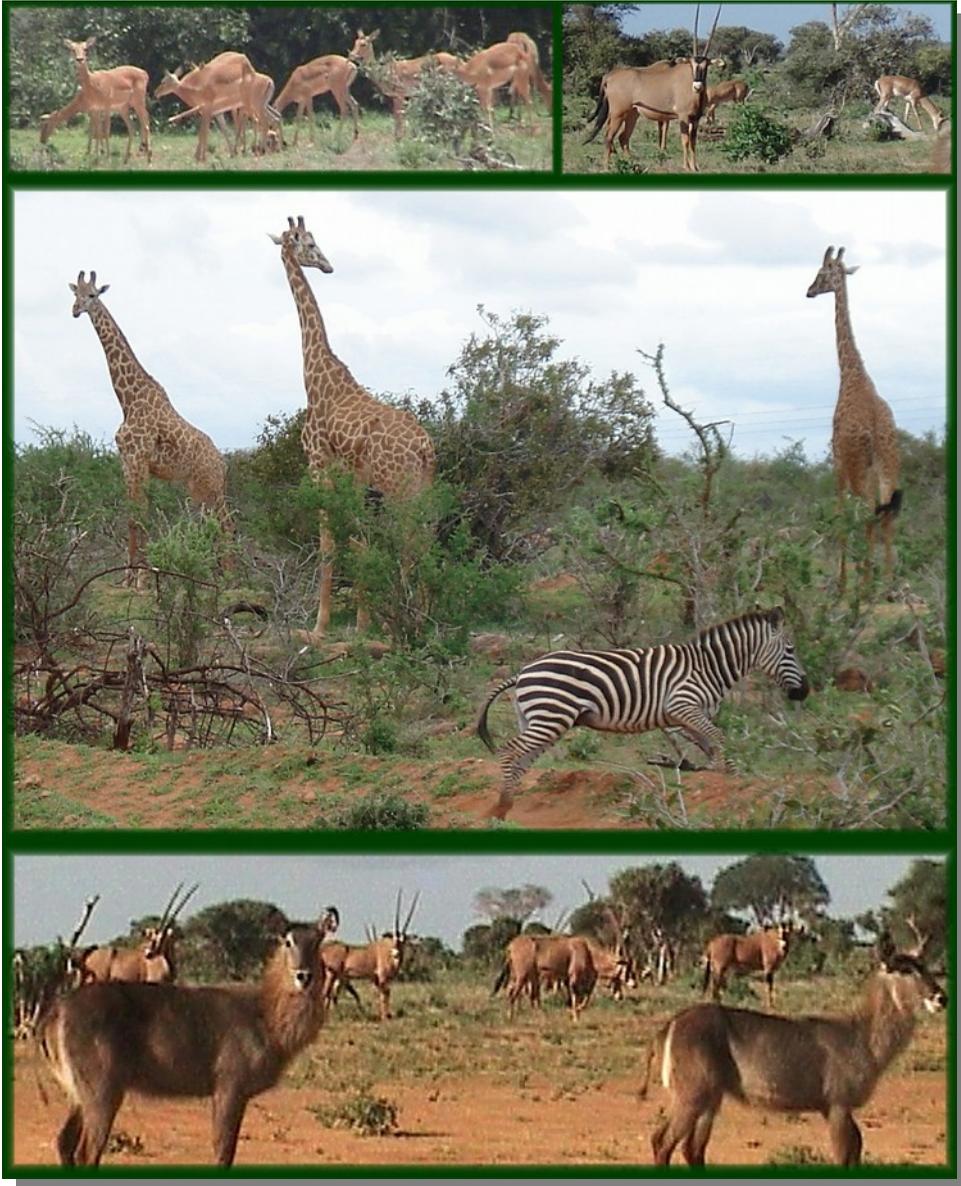
Unschlüssig legte ich meine Sachen ab, schielte immer wieder nach allen Seiten und, obwohl die Zeltwände blickundurchlässig waren, fühlte ich mich, als stünde ich in der offenen Prarie.

Nach dem Abendessen auf der stimmungsvoll erleuchteten Terrasse des Restaurants ließen wir uns eine Flasche Rotwein bringen und setzten uns an eines der vielen Feuer, die entzündet waren, um die wilden Tiere vom Lager fernzuhalten. Außerhalb des Bannkreises lagen hunderte Gazellen, die jede Nacht hierherkamen, um in der Nähe der Menschen Schutz vor den Raubtieren zu suchen. Vom nahen Wasserloch drangen die Schnauf- und Planschgeräusche der Nilpferde herüber, die trockenen Äste im Feuer knackten und die Luft war angenehm mild. Ich rutschte tiefer in den Sessel, griff nach Pauls Hand und starrte ins Feuer.

Eine sehnsuchtsvolle, schwermütige Musik schwebte leise von der Restaurantterrasse herüber und versetzte mich in einen magischen Zustand zwischen Realität und Traum. Einen atmosphärischeren Abend hatte ich in meinem ganzen Leben noch nicht erlebt.



In dieser Nacht liebten wir uns heiß und innig, obwohl ich mir kurzzeitig Gedanken wegen relativ dicht stehenden Nachbarzelle machte.



Am nächsten Morgen stand Freddy bereit und noch einmal pirschten wir über die Nebenwege, noch einmal folgten wir den Herden, Rudeln und Einzelgängern, noch einmal zogen die Bewohner des Nationalparks an uns vorbei. Die Aufregung des Vortages war einer tiefen Ruhe gewichen, die ich aus der Kraft der Bilder, die diese Landschaft zu bieten hatte, zog.

Eine Weile begleitete uns eine Pavianherde: unzählige Tiere mit aufgestellten Schwänzen, als wären sie jederzeit zum Angriff bereit, tobten neben uns her und als Freddy den Wagen stoppte, um sie die Straße überqueren zu lassen, enterten die besonders Vorwitzigen unter ihnen mit flinken Sprüngen das Autodach, das zum Glück noch geschlossen war. Sie klammerten sich überall fest, untersuchten alles und Freddy fürchtete um Spiegel und Antenne. Sie beugten sich von oben herunter und starrte durch die Scheiben, schaukelten sich an der Reling entlang und genau so schnell, wie die Invasion eingesetzt hatte, war sie auch wieder vorüber.

Nur einige
Weibchen mit
Jungtieren, die auf
ihrem Rücken ritten
oder sich fest ins
Bauchfell
klammerten,
bildeten eine
gemächlich
schlendernde
Nachhut.



Langsam änderte sich der Charakter der Landschaft. Fauna und Flora zogen sich zurück und hinterließen nackte Gesteinsböden. Freddy hielt an einem Ranger-Stützpunkt und kam nach kurzer Zeit mit einem bewaffneten Scout zurück, der sich neben ihn in die Fahrerkabine setzte und uns mit einem flüchtigen Nicken begrüßte. Sie unterhielten sich angeregt, während der kleine Bus über die Piste preschte und eine gigantische Staubwolke hinter sich herzog. Auf einem Plateau kam er zum Stehen und wir stiegen aus.

„Crocodile Point?“, fragte Paul und Freddy nickte, während der Ranger vorausging und uns bedeutete, zu warten. Mit geübten Sprüngen setzte er über die Rinnsale hinweg, die tiefe Gräben in das weiche Gestein gefressen hatten, schaute aufmerksam hinter jeden größeren Felsbrocken, ehe er uns das Zeichen gab, dass wir ihm folgen konnten.



Rote, schlammige Wassermassen wälzen sich durch das Gesteinsdelta, bildeten Stromschnellen, versickerten in Spalten, bis sie unvermutet wieder hervorsprudelten, ihre Kraft bündelten und mehrere Meter in die Tiefe stürzen, hinein in einen schmutzig braunen See.

Paul reichte mir die Hand, um mir über eine schmale, aber sehr tiefe Schlucht zu helfen. Als ich neben ihm stand, wies er auf die Wasseroberfläche, auf der einige höckerartige Erhebungen trieben: „Krokodile.“



Ich zoomte sie mit meiner Kamera heran. Von der Böschung ließ sich einer der Kolosse träge ins Wasser gleiten, ein anderer riss gelangweilt seinen Rachen auf. Ich drückte den Auslöser. Diese uralten Reptilien waren mir unheimlich, für mich waren sie das Symbol hinterhältiger Mordlust. Und als Paul fragte, ob ich mit hinuntersteigen wollte, lehnte ich dankend ab. Ich sah den drei Männern nach, wie sie über die provisorisch in den Stein gehauenen Stufen zur tiefer gelegenen Plattform kletterten, um die Tier besser beobachten zu können. Von hier oben verzerrte sich die Proportionen und es sah so aus, als hingen sie jetzt direkt über den

gefährlichen Ungeheuern. Diesen Nervenkitzel brauchte ich nicht und wandte mich wieder den weitaus interessanteren Gesteinsformationen zu. Ihre bizarren Formen und das grau-rote Farbspiel faszinierten mich. Fast ornamental verwoben sich die einzelnen Farbschichten, bildeten fantastische Muster, die ich in unzähligen Fotos festhielt.



„Johanna.“

Pauls Stimme alarmierte mich.

„Bleib ruhig stehen und dreh dich nicht um“, rief er mir zu.

Die drei Männer waren wieder heraufgeklettert und der Ranger nahm wie in Zeitlupe sein Gewehr von der Schulter, kam auf mich zu und ging ohne ein Wort an mir vorbei. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihm nachzublicken. In vielleicht fünfzig Metern Abstand lag ein Krokodil völlig reglos auf einer Gesteinskuppe und schien sich zu sonnen. Ob es die vorsichtig gesetzten Schritte oder die langsame Bewegung oder gar den Geruch des Menschen wahrnahm, der sich ihm näherte, konnte ich nicht sagen, auf jeden Fall ging es einer Konfrontation aus dem Weg und zog sich in die seichte Lache oberhalb der Wasserfälle zurück.

„Noch mal Glück gehabt“, sagte Paul und schloss mich in die Arme.

„Ich bitte dich, das war doch weit weg“, wand ich ein, „ihr wolltet euch nur mal als wahre Helden fühlen.“

„Täusch dich mal nicht, die Biester können verdammt schnell sein.“

Nachdenklich drehte ich mich noch einmal um.



Als wir wieder ins Auto stiegen, hatte die Sonne bereits ihren Zenit überschritten und es war an der Zeit, die Heimfahrt anzutreten. Vollgetankt mit Eindrücken und etwas erschöpft saßen wir in unseren Sitzen und hingen unseren Gedanken nach. Selbst unser Fahrer war still geworden, nachdem er den Ranger wieder an seinem Stützpunkt abgesetzt hatte. Eine leichte Schläfrigkeit breitete sich aus.

Plötzlich bremste Freddy den Wagen ab und piffte leise durch die Zähne. Er musste Argusaugen besitzen, denn, obwohl wir uns vorbeugten und uns angestrengt umsahen, konnten wir nichts entdecken. Unser Fahrer wies durch die Frontscheibe auf einen winzigen Punkt weit voraus, der sich langsam auf uns zubewegte. Er schaltete den Motor aus und öffnete das Panoramadach. Ich stellte mich an die Reling und hielt eine Hand schützend über die Augen. Paul war dicht hinter mich getreten, ich spürte seinen Körper und lehnte mich gegen ihn. Gespannt warteten wir darauf, was sich da vom Horizont löste.



Zwei Löwinnen kamen in sorgloser Ruhe den Weg entlang. Ihre schlanken muskulösen Körper glitten geschmeidig und absolut geräuschlos dahin, die Stille, die über der Landschaft lag und von den Tieren ausging, hatte etwas Unheimliches. Während das eine Tier wie eine Diva in einiger Entfernung hoheitsvoll dahinschritt und uns gar nicht zur Kenntnis nahm, kam die andere Löwin direkt auf uns zu. Ich hielt den Atem an. Sie war so dicht, dass ich die scharfen Eckzähne im halb geöffneten Maul und ihre bernsteinfarbenen Augen sehen konnte, die kräftigen Barthaare und die kreisrunden Flecken im weißen Bauchfell. Sie zuckte permanent mit den Ohren und hatte die Schwanzquaste halbkreisförmig aufgestellt.

War sie satt oder auf der Pirsch? Was, wenn plötzlich ihr Jagdinstinkt anschlug? Mit einem einzigen Sprung wäre sie im Auto, das geöffnete Dach ließe sich nicht so schnell schließen. Ich spürte, wie sich Pauls Muskeln anspannten.



Die Löwin schritt die Längsseite unseres Minibusses ab, ich folgte ihr nur mit den Augen und wagte nicht, mich zu bewegen. Erst als das Tier die Rücklichter passierte hatte und in Richtung Dickicht abdriftete, atmete ich wieder.

„Da“, flüsterte Paul und zeigte auf eine Bewegung hinter den Sträuchern. Die andere Löwin hatte sich in den Schatten zurückgezogen, lag lang ausgestreckt und hechelnd am Boden, hielt aber ihren Kopf wachsam erhoben. Mit tapsigen Bewegungen kletterte ein Junges auf ihr herum und versuchte, die Mutter zum Spielen zu animieren. Die zweite Löwin gesellte sich zu ihnen, während die Mutter dem Jungen liebevoll über den Kopf leckte.

Mit einer Geste der Zufriedenheit hob Freddy den Daumen und strahlte

glücklich übers ganze Gesicht: Löwen, die Könige unter den Tieren, ganz allein für uns.

„Asante sana“, sagte Paul. „Vielen Dank.“



KWA HERI - AFRIKA

